

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 282. Bromberg, den 4. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Zug fährt durch blühendes Land, zwischen Blumen, die unter weißer Staubschicht ersticken.

„Voilà, Monsieur! Wir sind gleich da ... nur eine Viertelstunde Verspätung!"

Der Schaffner schiebt die Tür auf.

In seiner für ihn unverkennbaren, steifen Haltung steht Römer auf, steigt aus dem Zug.

„Die Bahnhofswirtschaft ist da drüben, Monsieur! Es stehen aber auch Tische auf dem Perron ... da ist's luftiger! ... Also gute Reise, Monsieur, ich werde alles erledigen!

„Halt!" ruft Direktor Römer dem Schaffner nach, der wie auf Kommando stehen bleibt, so erinnert ihn der blanke harte Ton an seine Militärzeit.

„Sie werden die Gefälligkeit haben, Monsieur, den bewußten Brief abzuholen und ihn mir dann doch zu bringen! Aber etwas rasch, bitte. Nehmen Sie einen Wagen, wenn Sie einen auftreiben können!"

Der Schaffner salutiert.

„Bon, Monsieur. In zwanzig Minuten bin ich zurück. Der Gegenzug hat auch immer Verspätung!"

Direktor Römer sitzt vor einem Mazagran, an einem der kleinen Tische auf dem Perron von Vence. War doch besser, er wußte, was in dem Brief stand ...!

Er knipst mit den Fingern die vom Baum gefallenen, schon angebräunten Oleanderblüten von der Tischplatte. Fliegen, klebrig, umkreisen ihn immer dichter. Die Spätnachmittagshitze ist unerträglich.

Und doch sitzt er da in der gleichen korrekten Haltung, die ihn auch auszeichnet, wenn er im Bureau der Maschinenfabrik Vulkan an seinem Schreibtisch arbeitet. Nur seine wieder beständig trommelnden Finger verraten seine Unruhe.

Er steht auf, geht zum Zeitungsstand, kauft Journale. Geht an seinen Platz zurück. Blättert zerstreut.

Bilder vom Rennen in Hoppegarten, die neuesten Toiletten für den Abend, der schöne Hollywood-Star ... weiß nicht, wer ... die letzte Demonstration im Berliner Lustgarten ... das neue Kugelhaus in ...

Römer wird blaß. So blaß, wie das Blatt in seiner Hand, die erzittert.

Ein Bild vom Cirque d'été! ... Vom Cirque d'été! ... In einer deutschen Zeitschrift! ... Die Clownsfratze von Henri René, und darunter als Bildtext: „Der Mann, der Grock in den Schatten stellen wird, der künftige Weltkomiker gastiert zur Zeit in Villefranche, im Cirque d'été des Direktors Molignon, der von einem bekannten Berliner Industriellen subventioniert wird."

Römer wischt sich über die Stirn. Zerknüllt das Blatt in seiner Hand: „Ein Gauner ...!"

Jetzt würde sich ein ganzer Haufen von Pressebengels dem Zirkus an die Fersen heften! ... Wer weiß, ob nicht Bild und Text noch in anderen illustrierten Blättern Aufnahme gefunden hatten?! ... So ein Lump! Hatte seine jahrelangen Vorsichtsmaßnahmen über den Haufen geworfen, hatte ihm alles zerstört! ... Aber — sich selbst auch ... sich selbst auch! ...

„Monsieur!"

Der Schaffner, der auf dem Wege zur Post noch rasch die Zeit gefunden hat, sich zu Hause in Zivil zu werfen, steht vor ihm.

„Voilà, Monsieur, la lettre en question!" und übergibt ihm einen Brief.

„Setzen Sie sich solange hin. Nein ... an den Tisch drüben! Bestellen Sie sich was. Vielleicht habe ich nachher noch etwas für Sie zu tun!"

So herrisch ist Römers Art, daß der Schaffner sich nicht zu einem Diener herabgewürdigt, daß er sich zum Privatsekretär eines großen Herrn erhoben fühlt.

Während er seinen petit boc schlürft, sieht er über den Rand des Glases hinweg, wie der „Direktor" den Brief öffnet und mit ärgerlich gerunzelter Stirn überfliegt.

Römer liest:

„Mein Herr, mein Gönner! Sie werden wissen, wie sehr meinem alten Artistenherzen die jahrelange Anerkennung wohltut, die ich aus Ihren regelmäßigen Zuwendungen ersehe. Auch dieses Mal bestätige ich mit dem Ausdruck meines heißesten Dankes die mir aus Basel zugesandten 50 000 Frank.

Meine Kräfte sind diesmal so gut wie in noch keiner anderen Saison. Die ziemlich mäßige Roberto-Akrobaten-Truppe habe ich wieder gekündigt. Dagegen habe ich selbstverständlich unseren Henri René mit Ihrem Einverständnis wieder engagiert. Ach, mein Herr, er wird immer unvergleichlicher! Glauben Sie mir, in der Geschichte der Artistenwelt wird man in einigen Jahren auf mich als seinen Entdecker hinweisen, und auf Sie, mein Herr, weil Sie mein Finanzier waren ... wenn Sie es auch jetzt noch verbieten, daß es publik wird! Ich kann mir schon denken, warum: Sie sind sonst nur bei großen seriösen Geschäften und Trusts beteiligt und möchten nicht, daß man in der Finanzwelt erfährt, daß Sie auch für das leichte Kunstvölkchen ein Herz und eine bourse haben. Aber glauben Sie mir, mein Herr, ich werde Ihnen vielleicht noch großen Ruhm und Ehre einbringen in der Nachwelt, daß Sie mir helfen, Henri René zu lancieren. Ich zittere nur immer vor der Konkurrenz. Kürzlich soll einer der Söhne vom Zirkus Knie an der Kasse ein Billett gekauft haben. Ich wollte daraufhin die Nummer von Henri René ausfallen lassen und machte ihm eine Andeutung, als ob die Vorstellung diesmal kürzer werden müßte. Aber Sie wissen, mein Herr, Künstlerehrgeiz und Künstlertemperament: wenn René erst am Eingang zur Manege steht, dann ist er nicht mehr zu halten, wie besessen ist er.

Jetzt sind Sie wieder orientiert, mein Herr, über alles, was sich ereignet hat.

Wenn ich einen Wunsch habe im Leben, so ist es der, mit meinem Ensemble einmal eine Vorstellung vor Ihnen, meinem Gönner, geben zu können! Es würde eine Fest-, eine Gala-Vorstellung werden!

Ihr Ihnen stets dankbar ergebener und auf Erfüllung Ihrer Wünsche bedachter

directeur Molignon,
Cirque d'été
zurzeit Villefranche."

Direktor Römer hat ein ungutes Gesicht, während er den Brief zusammenfaltet.

Sein Kinn schiebt sich vor, wie immer, wenn er einen Entschluß gefaßt hat.

Er reißt ein Blatt aus seinem Notizheft, überlegt noch einen Augenblick, dann wirft er mit dem Bleistift ein paar Worte auf den Zettel.

Er winkt dem Schaffner:

„Geben Sie das Telegramm auf. Aber erst morgen abend. Gegen sieben."

Römer legt den zehnfachen Betrag der Telegrammkosten auf den Tisch.

„Ihr Zug, Monsieur! . . . Er kommt! Sie müssen auf die andere Seite, über die Schienen!"

„Danke, ich sehe", sagt Römer und geht gerade, um ein wenig aufrechter noch als sonst, wie immer, wenn er verärgert ist, über die Geleise und steigt in seinen Zug.

Der Schaffner aber zahlt un petit boc und einen Mazagran und sagt sich, daß er noch nie für einen so großen Herrn die Zeche bezahlt hat.

*

Else Römer sitzt dem Betriebsingenieur auf der Terrasse der väterlichen Villa gegenüber.

„Es war wirklich nett von meinem Bruder, Sie einzuladen. Hätte er längst tun sollen . . . Seit Hans in seinen Universitätsferien im Bureau arbeitet und Mutter in der Klinik ist, ist es furchtbar still um mich herum . . . Meine Freundinnen sind ja noch alle verreist! . . . Dabei die ständige Unruhe um Mama — wird sie operiert werden müssen oder nicht?"

„Können Sie nicht die Rückkehr Ihres Herrn Vaters abwarten?"

„Der kommt doch erst in ein paar Wochen!"

„Telegraphieren Sie ihm doch."

Karsten betrachtet während dieser Worte aufmerksam eine vollaufgeblühte, blaue Hortensie, möchte dem jungen Ding da nicht zeigen, daß Direktor Römers alljährliches geheimnisvolles Verschwinden das Tagesgespräch in der Fabrik ist.

Else Römer ist rasend auf den Bruder. Warum war Hans nicht geblieben? . . . Er hätte das Gespräch unmerklich so gelenkt, daß das, was Karsten wußte oder ahnte, unweigerlich zur Sprache gekommen wäre. So — war die ganze Geschichte zwecklos!

Aber Hans hatte gesagt:

„Ach, ihr Weiber versteht das viel besser! . . . Ihr habt immer so kleine Plötzlichkeiten, die einen Mann aus der Fassung bringen. Glaube mir, Karsten spricht nur, wenn er aus der Fassung gebracht wird!"

Else denkt: mein Gott, gib mir eine Plötzlichkeit, irgend eine Plötzlichkeit . . . ach, der Hans ist auch nichts anderes als ein . . .

„Dummer Junge", sagt sie laut, aus ihren Gedanken heraus.

„Wie bitte?"

Else lacht auf:

„Ich habe nur laut gedacht." Und lacht weiter, weil sie denkt, daß das, was ihr da passiert ist, so eine „Plötzlichkeit" ist . . .?

Sie sagt beruhigend:

„Anwesende ausgeschlossen!"

Karsten wirkt in dieser Umgebung, dem jungen Mädchen gegenüber, wie ein grober, tapsiger Bär.

„Das will ich hoffen, gnädiges Fräulein. Sonst könnte ich mich bei meinen Arbeitern nicht in Respekt setzen."

Albern, so ein junges Mädel — denkt er — aber zum Ausruhen von der Arbeit ganz nett! . . .

„Versteht es Hans, sich in Respekt zu setzen, ähnlich wie Vater?"

Karsten lenkt ab.

„Wollen wir nicht lieber was anderes reden, gnädiges Fräulein? Nicht immer von der Fabrik?"

„Warum haben Sie eigentlich immer so eine komische Art, wenn Sie von Vater oder mit Vater sprechen?"

„Nicht, daß ich wüßte", sagte Karsten kalt.

Ihm wird unbehaglich zumute. Hatte man ihn herbestellt, um ihn auszuhorchen . . .? Hatte der Fehling, dieser Schwachkopf, gequatscht? . . . Na, Gott sei Dank, morgen trat Stößel wieder an. Dann brauchte man ja seine Unterschrift nicht mehr . . . da konnte er in seinen Werkstätten bleiben, wo er hingehörte! . . .

„Ich glaube, Herr Karsten, Sie sind der einzige, der sich vor Vater nicht fürchtet! . . . Sagen Sie mal, ist Hans sehr beliebt in der Fabrik?"

Karsten fühlt sich abgestoßen. Er spürt genau, daß der ganze Tee — schon die in der Frühstückspause durch Hans Römer vorgebrachte plötzliche, ganz unbegründete Einladung hatte ihn verblüfft — einen Zweck hatte . . . sie sollten ihn gern haben, alle miteinander. — Wenn einer gestänkert hatte — ein Kerl wie er kam überall unter! . . .

Er sieht auf die Uhr

„Es wird Zeit, gnädiges Fräulein."

„Antworten Sie doch erst: ist mein Bruder beliebt?"

Karsten steht bereits vor Else:

„Bei der Telephonistin jedenfalls. Sogar so beliebt, daß Fehling gezwungen war, ihr zu kündigen. Sie kam eines Morgens, nachdem sie scheint's die Nacht . . . also ich meine die vorhergehenden Stunden, in der gewiß sehr angenehmen Gesellschaft Ihres Bruders verbracht hatte, angezogen wie eine . . . na also, wie ein Nutte, verspätet ins Bureau. Grün und blaß im Gesicht. Und ist dann, Hut auf dem Kopf, vor ihrem Telephonschrank eingeschlafen. Mehrfach sogar. Daraufhin ist sie natürlich geflogen! Der Personalchef hat ihr noch gesagt: „Es steht Ihnen natürlich das Beschwerderecht beim jungen Herrn Römer zu." Da soll sie gesagt haben — kann einem ja auch leid tun, so ein armes Wurm — „Herr Römer braucht meine Dienste nicht mehr . . ." Dann zog sie ab mit ihrer langen wehenden Feder im Nacken und ihrer feudalen schwarzen Toilette mit den roten Fähnchen drauf."

„In meinem Kleid?!" schreit Else auf. „Der hat er also mein Kleid geschenkt — der??"

Karsten ist ärgerlich. Hat er es nötig gehabt, sich von dem kleinen Gänschen da aus seiner Reserve herauslocken zu lassen? . . .

Aber Else lacht aus vollem Hals:

„Der Hans! Nein so was! Dieser Hans . . ."

*

„Hier Else Römer! . . . Nein, Herr Professor, mein Bruder ist nicht zu Hause . . . auch nicht im Vulkan. Ich weiß nicht, wo er gerade ist. Warum denn? . . ." Elses Gesicht verfärbt sich. „Mutter geht's nicht gut? . . . Sie werden sie spätestens morgen operieren müssen?? . . . Nein, Herr Professor — ich kann Vater nicht erreichen . . . Aber ich sage Ihnen doch, Herr Professor, keine Ahnung! . . . Wir haben auch keine „letzte" Adresse. Wir haben überhaupt keine Adresse! Aufregungszustände? . . . Will sich nicht operieren lassen, wenn Vater nicht . . .? Sie weint? . . . Sie schreit nach ihm? . . . Mein Gott, ich weiß . . . ich weiß doch nicht, wo Vater ist! . . ."

Else hat den Hörer auf die Gabel fallen lassen, den Kopf auf die Arme geworfen und schluchzt.

„Ich hasse Vater . . . ich hasse ihn!"

Sie hat längst vergessen, daß Karsten im Zimmer ist. Der geht auf und ab, und fühlt sich windelweich werden bei dem Mädelsgeheul.

Er setzt sich neben Else, legt tolpatschig die Hand auf ihren Arm.

„Hängt so viel davon ab, daß Sie Ihren Herrn Vater erreichen können?"

„Ja", schreit sie. „Alles! . . . Mutters Leben! Sie läßt sich nicht operieren, wenn Vater es nicht will, wenn er nicht bei ihr ist!"

Karsten kämpft keinen inneren Kampf mehr. Den Leuten muß geholfen werden — den beiden hilflosen Frauen, die mit den beiden wertlosen Männern in ihrer

Familie vollkommen verloren sind! Mag daraus was auch immer entstehen:

„Geben Sie mir mal das Telephonbuch."

„Das Telephonbuch?"

Elses Tränen versiegen.

„Wozu denn?"

„Nein. Ich meine das Branchenverzeichnis."

Else bringt es ihm.

Karsten fährt mit dem Finger die Seiten herunter.

„So. Jetzt werde ich ein Detektivbureau anläuten. Sie werden Vertrauen haben und keine überflüssigen Fragen stellen. Wenn ich auf dem Holzweg bin, werde ich die Konsequenzen daraus schon zu ziehen wissen. Was ich tue, tu ich in Ihrem und Ihrer Mutter Interesse."

Karsten stellt die Verbindung her. Else steht neben ihm, zitternd. Hat eine plötzliche wahnsinnige Angst vor dem Vater, und was er dazu sagen würde, daß man es wagt, eigenmächtig in seine heimlichen Dispositionen einzugreifen. Aber es geht um die Mutter — um die geliebte Mutter! . . .

„Hier Ingenieur Karsten . . . Sie sind mir empfohlen worden." Karsten hatte die Nummer auf gut Glück herausgesucht. „Es handelt sich um die Ermittlung eines Herrn . . . aber streng vertraulich . . . es handelt sich um eine prominente Persönlichkeit aus der Industrie . . . nein, den Namen kann ich Ihnen vorläufig noch nicht sagen. Es handelt sich zunächst um die Ermittlung einer Dame . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Fahrt zu zweien.

Skizze von Ralph Urban.

Herta fuhr am Sonntagmorgen in ihrem neuen Wagen zur Stadt hinaus und ziellos durch das Land. Sie genoß das Gefühl, die Kräfte der Maschine zu beherrschen und geradeaus in die herrliche Welt zu rasen. Vor ein paar Wochen hatte sie den alten Wagen verkauft und sich den neuen angeschafft. Jetzt war er eingefahren, sie kannte alle seine Besonderheiten, und heute fuhr sie zum ersten Mal ohne den Mechaniker der Verkaufsstelle. Sie saß daher allein, obwohl es eigentlich zu zweien viel schöner sein soll. Warum also allein?

„Weil dir keiner gefällt —", beantwortete Herta sich die Frage. Da war Herr Axmann, da waren Herr Knoch und Doktor Ruppert, die nur darauf warteten — Nein, keiner von ihnen kam in Frage. Herta lächelte vor sich hin, ein kleines triumphierendes Lächeln, das den herrlichen Geheimnissen der Zukunft gehörte.

Die Morgensonne verkroch sich hinter einer schwarzen Wolkenwand, ein kalter Wind sprang auf. Aber das konnte der Frau am Steuer die Laune nicht verderben. Sie fühlte schrecklichen Hunger. Als sie durch ein kleines Dorf kam, blieb sie vor dem Gasthof stehen. Dann ging sie in die Wirtsstube. Ein Herr saß beim Frühstück, sonst befand sich gerade niemand weiter im Raum. Herta grüßte, der Mann antwortete. Sie sahen einander prüfend an, das Ergebnis mußte Wohlgefallen gewesen sein, denn sie lächelten beide. Und dann war auch schon ein Gespräch da. Man schließt leicht Bekanntschaft, wenn man allein in einem Dorfwirtshause sitzt.

„Nein, ich mache eine Fußwanderung", erklärte der Mann auf die Frage, ob er auch mit dem Wagen hier sei. „Ich bin gestern abend gekommen und habe hier genächtigt. Das ist mein Wochenende."

Eine Kellnerin kam, und Herta bestellte das Frühstück. Dann unterhielt sie sich wieder mit dem Herrn am Nebentisch. Der Mann gefiel ihr in seiner ruhigen Sicherheit, auch sah er sehr gut aus.

„Wenn Sie wollen, nehme ich Sie gern ein Stück mit", meinte Herta.

„Sehr liebenswürdig, gnädiges Fräulein", anwortete der Herr. „Ich nehme natürlich gern an, wenn Sie mich dann an irgend einer Bahnstation absetzen wollen!" Er stellte sich vor, sein Name war Ritter.

Sie fuhren zusammen los, Stunde um Stunde, denn sie kamen zu keiner Bahnstation. Schließlich verspürten sie Hunger und aßen in einem Gasthaus zusammen Mittag. Herr Ritter war ein ausgezeichneter Gesellschafter, der gut zuzuhören und fesselnd zu plaudern verstand. Nur von sich sprach er fast gar nicht, obwohl es die junge Dame gern gesehen hätte. Warum macht er mir eigentlich nicht den Hof — dachte sie mit leisem Vorwurf. Die Ruhe und gleichmäßige zurückhaltende Höflichkeit des Mannes begannen ihr auf die Nerven zu gehen. Sie war doch jung und hübsch und empfand es fast als Beleidigung, daß er gar nicht um sie warb.

Nach dem Essen trat man die Weiterfahrt an. Herta fühlte etwas wie Trotz in sich aufsteigen und geriet allmählich in Zorn auf sich selbst. Sie trat auf den Gashebel. Die Nadel im Tachometer wanderte von 50 auf 60, 70, 80, ging in der Kurve auf 65 zurück, um aber gleich wieder die Klettertour zu beginnen und schließlich zwischen 100 und 110 hin und her zu pendeln. Ein Fuhrwerk kam vorne in Sicht. Obwohl die Straße unwahrscheinlich schmal war, nahm Herta den Fuß nicht vom Gashebel. Da war schon das Gefährt, sie biß sich auf die Lippen, ssst — vorbei. Gut gegangen, allerdings um Handbreite! Sie schielte nach ihrem Nachbarn, aber der machte das gleichmütigste Gesicht der Welt. Die Straße wurde schlecht und löcherig, der Wagen bockte ein paarmal, erschrocken nahm Herta den Fuß vom Hebel, um aber gleich wieder Gas zu geben, daß der Motor wie ein wildes Tier aufheulte. Was hatte sie, war sie wahnsinnig geworden? Und der Mann daneben zuckte mit keiner Wimper. 110, 112 — zeigte der Tachometer.

„Verbringen Sie oft das Wochenende in dieser Gegend?" fragte Herta im Tonfall eines Ballgespräches ihren Nachbarn.

„Ziemlich oft", entgegnete Herr Ritter, „nur nehme ich gewöhnlich meine Frau und meine zwei Kinder mit!"

110, 100, 90, 70, 60 — zeigte der Tachometer und ging in der nächsten Kurve sogar auf 45 herunter. Herta fühlte plötzlich, wie ihr das Herz wehzutun begann. Was bin ich für eine dumme Gans — dachte sie, spürte aber keinen Zorn mehr in sich, nur mehr eine tiefe Traurigkeit. So ist es schon im Leben: Trifft man einmal einen Mann, der einem gefällt, dann ist er natürlich verheiratet. Daher seine Teilnahmslosigkeit. Warum er es nicht gleich gesagt hat?

„Hier haben Sie Ihre Bahnstation", meinte nach einer Weile Herta mit Eiseskälte und bremste vor dem Gebäude scharf ab.

Der Mann blieb ruhig sitzen und sprach: „Vielen Dank, gnädiges Fräulein!"

„Nichts zu danken!"

„Ich möchte Sie wiedersehen", sagte Herr Ritter und faßte plötzlich fest ihre Hand, wie wenn er davon Besitz ergreifen wollte.

Herta riß sich los und maß ihn vernichtend. „Was erlauben Sie sich eigentlich! Es wird auch besser sein, wenn Sie an Ihre Frau und Ihre Kinder denken."

„Ich habe noch keine, weder Frau noch Kinder!"

„Aber Sie sagten doch —"

„Ich sagte es nur, weil wir uns sonst in den nächsten zwei Minuten todsicher das Genick gebrochen hätten", meinte lachend der Mann und griff wieder nach ihrer Hand. Diesmal dauerte es schon eine Weile, bevor sie ihm sanft entzogen wurde. Nun lachte auch Herta, froh und glücklich. Sie wendete schneidig und ging mit fünfunddreißig Stundenkilometern in die Gerade. Sie dachte gar nicht mehr daran, den Mann irgendwo abzusetzen, und fuhr langsam der Stadt zu. Sie hatte jetzt sehr viel Zeit.

Vater und ich.

Skizze von Pär Lagerkvist.

Ich erinnere mich eines Sonntagnachmittags, als ich ungefähr zehn Jahre alt war, wie mein Vater meine Hand nahm und wir zu einem Spaziergang in den Wald gingen, um die Vögel singen zu hören. Wir winkten der Mutter Lebewohl, die daheim blieb, um das Abendessen herzurichten. Die Sonne war strahlend und warm, als wir fröhlich dahinschritten. Wir nahmen diesen Vogelsang nicht zu ernst, als wäre er etwas Besonderes oder Ungewöhnliches. Wir waren vernünftige Leute, Vater und ich. Wir kannten den Wald und die Tiere, also machten wir kein Aufhebens davon. Es war nur eben ein

Sonntagnachmittag, und Vater hatte frei. Wir gingen den Schienenstrang entlang, wo andere Leute nicht gehen dürfen, aber Vater gehörte zur Eisenbahn und hatte daher ein Recht dazu. Und auf diesem Weg kamen wir unmittelbar in den Wald und brauchten keinen Umweg zu machen. Es war so ein anmutiger Duft überall. Der moosige Grund dampfte ein wenig, weil die Sonne darauf schien. Überall war Leben und Lärm. Hummeln flogen aus ihren Löchern, Mücken gaukelten, wo es dunstig war. Die Vögel schossen aus dem Gebüsch hervor, um sie zu fangen, und tauchten dann wieder im Grünen unter.

Plötzlich kam ein Zug dahergebraust, und wir mußten die Böschung hinunter. Vater begrüßte den Lokomotivführer mit zwei an seinen Sonntagshut gelegten Fingern; der Lokomotivführer dankte und winkte mit der Hand . . . Als wir unseren Weg auf den Schwellen fortsetzten, die im Sonnenglast Teer ausschwitzten, war die Luft erfüllt von einem Geruch nach Maschinenöl und Mandelblüten, Teer und Heidekraut, alles durcheinander. Wir machten große Schritte von Schwelle zu Schwelle, um nicht zwischen die Steine zu treten. Auf beiden Seiten der Strecke standen die Telephonmasten; sie sangen, als wir an ihnen vorüberkamen. Ja, es war ein herrlicher Tag! Keine Wolke stand am Himmel. Es konnte ganz einfach keine da sein an einem solchen Tag, nach dem, was Vater sagte. Nach einer Weile kamen wir zu einem Haferfeld auf der rechten Seite des Dammes. Ein Bauer, den wir kannten, hatte es umgebrochen. Der Hafer war dicht und hoch gewachsen. Vater schaute ihn mit Kennerblick an, und ich merkte, daß er befriedigt war. Ich verstand nicht viel von derlei Dingen, denn ich war in der Stadt geboren. Dann kamen wir zu der Brücke über den Bach, der meistens nicht viel Wasser führte, jetzt aber schäumte es darin. Von dort war es nicht weit zu der kleinen Behausung des Schrankenwärters, die ganz im Grünen vergraben lag. Wir kehrten ein, um einen Besuch zu machen, und man bot uns Milch an. Wir besichtigten die Schweine, die Hühner und die Obstbäume, die in voller Blüte standen, und dann gingen wir weiter zum Fluß, denn dort war es hübscher als irgendwo sonst. Weiter stromauf floß er an Vaters Geburtshaus vorbei. Es war nicht weit bis zur nächsten Station, aber wir gingen nicht dorthin. Vater überzeugte sich nur eben, ob die Verkehrszeichen richtig gestellt waren. Er dachte an alles. Wir machten beim Fluß halt, wo er breit und freundlich dahinfloß und die dichtbelaubten Bäume an den Ufern sich in dem ruhigen Wasser spiegelten. Wir kletterten zur Böschung hinunter, und Vater zeigte mir die Fischstellen. Als er ein Junge war, pflegte er dort auf den Steinen zu sitzen und den ganzen Tag lang auf Barsche zu warten. Oft bekam er nicht einen einzigen Anbiß; aber es war eine ergötzliche Art, den Tag zu verbringen. Jetzt hatte er nie Zeit. Wir spielten eine Weile am Flußufer herum, warfen Rindenstücke hinein, welche die Strömung entführte, und schleuderten Steine, um zu sehen, wer am weitesten werfen konnte. Wir waren von Natur sehr lustig und munter, Vater und ich. Nach einer Weile fühlten wir uns ein wenig müde. Also machten wir uns wieder auf den Heimweg.

Dann begann es dunkel zu werden. Der Wald war verwandelt. Wir beeilten uns. Vielleicht wurde Mutter ängstlich. Sie fürchtete immer, daß etwas geschehen könnte, wenn auch nie dergleichen eintrat. Das war ein herrlicher Tag gewesen, genau so wie es sein sollte. Es wurde dunkler und dunkler, und die Bäume waren so seltsam. Sie standen da und lauschten auf das Geräusch unserer Fußtritte, als wüßten sie nicht, wer wir seien. Unter einem von ihnen war ein Glühwurm. Er lag dort unten im Dunkel und starrte uns an. Ich nahm Vaters Hand fester, aber er schien das fremdartige Licht nicht zu bemerken; er ging einfach weiter. Es war ganz dunkel, als wir zu der Brücke kamen. Der Fluß brauste unter uns, als wolle er uns verschlingen, und der Boden schien sich unter uns aufzutun. Wir gingen vorsichtig auf den Schwellen weiter und hielten uns fest bei den Händen, um nicht zu fallen. Ich dachte, Vater würde mich hinübertragen, aber er sagte nichts davon. Ich glaube, er wollte, daß ich so sei wie er und nichts dabei dächte. Vater ging mit gleichmäßigen Schritten, ohne zu sprechen. Er dachte seine eigenen Gedanken. Ich konnte nicht verstehen, wie er so ruhig sein konnte, wenn alles so gespenstisch war. Ich sah erschrocken um mich. Ringsum war nichts als Finsternis. Ich wagte kaum tief zu atmen, denn dann dringt die Finsternis in einen, und das war gefährlich, dachte ich. Ich schmiegte mich enger an Vater und flüsterte: „Warum ist es so gruselig, wenn es dunkel ist?"

„Nein, Kind, es ist nicht gruselig", sagte er und nahm fester meine Hand.

„O doch, Vati!"

„Nein, du mußt so was nicht denken. Wir wissen, daß es einen Gott gibt, nicht wahr?"

Ich fühlte mich so allein, so verlassen. Sonderbar, daß nur ich mich fürchtete und Vater nicht. Sonderbar, daß wir nicht das gleiche dabei fühlten. Und es war noch sonderbarer, daß das, was er gesagt hatte, nichts half, daß ich nicht aufhören konnte, Angst zu haben. Der Gedanke an Gott gab einem auch ein gruseliges Gefühl. Es war gruselig zu denken, daß Er überall hier in der Dunkelheit war, dort drunten unter den Bäumen und in den Telephonmasten, die so summten — daß Er vermutlich überall war. Aber trotzdem konnte man Ihn nie sehen.

Wir gingen schweigend weiter. Mein Herz war zusammengekrampft, als sei die Dunkelheit eingedrungen und laste darauf. Dann, als wir an eine Biegung kamen, hörten wir plötzlich einen Lärm hinter uns. Wir wurden aus unseren Gedanken aufgeschreckt. Vater zerrte mich den Damm hinunter und hielt mich umschlungen, und ein Zug raste vorüber — ein schwarzer Zug. Die Lichter waren in allen Wagen ausgelöscht, als er an uns vorbeiraste. Was konnte das sein? Jetzt war kein Zug fällig. Wir starrten erschrocken nach. Der Ofenschlund in der großen Lokomotive, wo sie Kohlen hineinschaufelten, röhrte, und die Funken flogen in die Nacht hinaus. Es war schauerlich. Der Lokomotivführer stand bleich und unbeweglich da, mit so seltsam steinernem Blick im Lichtschein. Vater kannte ihn nicht — wußte nicht, wer er war. Er schaute nur geradeaus, als führe er hinein in die Dunkelheit, tief in die Dunkelheit, die kein Ende hatte.

Ich zitterte am ganzen Leib. Das hatte mir gegolten — mir zur Warnung. Ich erriet, was es bedeutete. Es war der ganze Schrecken, der mich erwartete, all das Unbekannte; alles, von dem Vater nichts wußte und vor dem er mich nicht schützen konnte. Es war, wie die Welt für mich sein würde und das seltsame Leben, das ich leben mußte; nicht wie das von Vater, in dem jedermann bekannt und vertrauenswürdig war. Es war keine wirkliche Welt, oder ein wirkliches Leben. Es stürmte nur eben brennend in die Dunkelheit, die kein Ende hatte . . .

(Aus dem Schwedischen von Hans B. Wagenseil.)



Lustige Ecke



Geistesgegenwart.



Schiffsoberkoch: „Mach' eine Ergänzung auf die Speisenkarte: Wildente gebraten!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.